Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 49

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648255

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Das ist der Zylinder! Die Luft, die von Airolo darein geleitet wird, ist auf sechs oder sieben Atmosphären gepreßt; sie läßt seine Kolben mit rasender Geschwindigkeit vor- und rückwärts spielen. Sie treiben vier bis sechs Bohrmaschinen; mit eisernen Armen und Händen zermalmen diese das Urgestein; zwanzig oder mehr Löcher von anderthalb Metern Tiefe werden von ihnen in der Brust des Berges erbohrt. Jetzt rattern die Bohrer im letzten für diesem Dienst für sie erlangbaren Bereich."

Fortsetzung folgt.

Gehet hin in alle Welt ...

Zum ersten Advent.

Mit raschen Schritten geht es wieder Weihnachten entgegen. Das Fest der Freude, das Fest des Friedens, will wieder zu uns kommen. Sind wir gerüstet, die frohe Botschaft, die vor mehr als 1900 Jahren zu uns gekommen ist, aufzunehmen? Hören wir nicht überall, es sei heute so schwer, Weihnachten zu feiern, denn es sehe auf der Welt so trostlos aus?

Sind wir nicht einem Irrtum verfallen, wenn wir meinen, die Weihnachtsbotschaft könne nur in einer freuderfüllten, glücklichen Welt empfangen werden? Ist es denn nicht so, daß die Weihnachtsbotschaft ein Licht ist, das gerade in der Finsternis leuchten soll? Die Botschaft, die uns Christus brachte, sagt uns, daß wir nicht in der Finsternis der Welt untergehen müssen, sondern daß wir erlöst werden und unser Bürgerrecht im Himmel haben. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden", so tönt es uns von Christus her entgegen.

Es mag in dieser Welt noch so düster sein, noch so trostlos aussehen, diesem Licht, das an Weihnachten zu uns gekommen ist, vermag all das Dunkel nichts anzuhaben, denn gerade von Weihnachten her wissen wir, daß dieses Leben nicht das Letzte ist, sondern daß uns Gott für das ewige Leben bestimmt hat. Was heißen dann noch Sorgen und Not, wenn wir wirklich wissen, daß Jesus Christus, der an Weihnachten auf die Welt gekommen ist, bei uns ist bis an der Welt Ende?

Nun stehen wir in der Adventszeit, in der wir nicht allein damit beschäftigt sein sollten, jedem ein Geschenk bereit zu stellen. Geschenke sind wirklich etwas Angenehmes, etwas, das uns freut, etwas, das Freude macht. Aber wir sollten darob doch nicht vergessen, daß wir etwas anderes empfangen müssen als Geschenke, nämlich die eine große Botschaft Gottes, des Herrn und Schöpfers, der Himmel und Erde gemacht hat. Lassen wir nur die Sorgen und das Dunkel in dieser Welt auf uns wirken, dann werden wir auch eher und tiefer verstehen, welche Botschaft der Freude uns an Weihnachten gebracht worden ist. Was ist das für eine Botschaft, die uns sagt, trotz all dem Dunkel, trotz aller Ungerechtigkeit, trotz aller Unvollkommenheit, halte ich euch in der Hand und will euch zu mir nehmen, denn ich rechne euch alle eure Schulden nicht zu, sondern nehme euch an, als ob ihr unschuldig wäret? Was ist das für eine Botschaft in diese Welt hinein! Nicht wahr, wir spüren alle, wie groß diese Botschaft ist, wenn wir nur jenen starken tiefen Glauben hätten, daß wie sie in der ganzen Größe anzunehmen und zu erfassen vermöchten.

Es tut uns in unserer Zeit nichts so not, als ein fester Glaube, der uns befähigt, die göttliche Botschaft wieder anzunehmen! Mit dieser Botschaft aber ist uns auch der Auftrag überbunden worden, daß wir hingehen sollen in alle Welt und diese frohe Botschaft Gottes zu verkündigen. Gerade deshalb, weil wir selber im Glauben lau geworden sind, haben wir diesen Auftrag nicht mehr in seiner ganzen Größe aufgenommen. Darum leidet heute die Mission vielerorts große Not. Sind wir bereit, wenn die ersten Adventsglocken uns aufrufen, der Mission zu gedenken, damit auch den Heiden die frohe Botschaft verkündigt werden kann, unsere Pflicht zu tun und unsere Dankbarkeit zu bezeugen? F.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Sabine fühlte sich sofort wie kühl angeweht. Es ging immer wie eine Welle von Lieblosigkeit von Frau Sander aus. Hätte man Erna doch lieben woanders hingeben sollen? Aber es war ja nichts frei gewesen. Sie hatte sich entschließen müssen, sonst hätte man ihr Erna ganz aus den Händen genommen.

Auch der Korridor bei Sanders hatte etwas abwehrendes. Peinlich sauber, auf den Zentimeter ordentlich.

„Bitte, Fräulein Keinow!"

Frau Direktor Sander setzte sich kerzengerade aufs Sofa. Ihr Rücken war genau so steif wie die Lehne des Möbels. Im ganzen Raume war nichts weiches, nichts, woran man sich hätte anlehnen können. Der Stil paßte ausgezeichnet zu dem Wesen, der kühlen Frau mit dem hochgestellten melierten Haar.

„Sie sind also mit Erna nicht zufrieden, Frau Direktor?"

„Zufrieden?"

Frau Sander lächelte dünn.

„Auf so etwas rechne ich schon gar nicht mehr. Aber Erna? Nun, viel habe ich ja ohnehin nicht erwartet. Wenn ich's nicht um der guten Sache willen getan hätte. Aber nun verschlechtert sich das Mädchen unerhört. In den letzten vierzehn Tagen ist sie überhaupt nicht mehr zu gebrauchen."

„Ahnen Sie den Grund, Frau Direktor?"

Frau Sander zuckte die Achseln. Ihre Unterlippe schob sich verächtlich vor.

„Ich will ja nicht behaupten, daß sie sich einen Liebhaber angeschafft hat, Fräulein Keinow, obgleich ich darauf gefaßt bin — bei einem solchen Mädchen."

Sie sah Sabine an wie eine Zustimmung erwartend. Aber die saß mit einem höflich-undurchdringlichen Gesicht dabei.

„Kurz und gut", Frau Sander wurde sichtlich erregt, „sie macht alles verkehrt oder halb. Zehn Pfund Rhabarber hat sie gestern beim Einkochen total verdorben. Am Sonntag hat sie die Suppenterrine fallen gelassen. Sie starrt vor sich hin, als wären ihre Gedanken immer wo anders."

„Vielleicht ist sie krank oder etwas überanstrengt", wagte Sabine einzuwerfen, „sie ist ja noch jung und sehr zart, die Erna. Vielleicht müßte sie zeitig schlafen gehen. Aber das tut sie gewiß?"

Die sehr hellen Augen in dem kühlen Gesicht blinkten wie geschliffen.

„Ich muß doch sehr bitten, Fräulein Keinow! Ich laß es an Sorge für meine Mädchen niemals fehlen. Ich kenne meine Pflicht, Dienstboten gegenüber. Die Erna hat genug Zeit zum Schlafen. Sie kommt zeitig genug in ihre Kammer. Aber glauben Sie, sie schläft? Sie liest. Stöße von Zeitungen habe ich neulich bei einer Revision bei ihr gefunden. Seit vierzehn Tagen stürzt sie sich auf alles Gedruckte. Unerhört! Sogar ehe wir die Morgenzeitung auf den Tisch haben, hat sie sie draußen in der Küche gelesen. Neulich habe ich nachts um zwölf bei ihr das Licht ausdrehen müssen. Jetzt habe ich einfach die Birne ausgeschraubt. Schließlich zahle ich ja meine elektrischen Rechnungen nicht für die Dienstboten. Aber ich glaube, nun liest sie bei der Kerze."

„Und das alles erst seit vierzehn Tagen, Frau Direktor, wenn ich Sie recht verstanden habe? Dann muß da doch ein Zusammenhang sein. Da müßte man doch erst die Ursache feststellen."

„Ach was, Ursache, mein liebes Fräulein Keinow! Daß Sie bei Ihrem Berufe immer noch so eine Idealistin sind! Das Mädchen will nicht arbeiten. Ist einfach eine Leseratte, wie so viele arbeitsscheue Frauen. Im Anfang hat sie sich zusammengenommen, jetzt kommt ihre wahre Natur heraus. In der Erna haben Sie sich gründlich getäuscht."

Sabine erhob sich brüsk:

„Das möchte ich doch selbst erst einmal sehen, Frau Direktor. Kann ich Erna sprechen?"

Sie wartet gar nicht ab, was Frau Sander sagt, sondern ging direkt zur Tür.

„Die Küche liegt wohl dort hinten?"

Frau Sander sah ihr wütend nach.

Das hatte man nun von seiner Gutmütigkeit. Nie wieder ein Schützling von dieser hochmütigen Keinow! Man hatte schon seinen Dank von solchen Gefälligkeiten. Sie würde dem Mädel kündigen — ganz gleich, was Friedrich sagen würde.

Wütend schloß sie die Tür hinter Sabine. — — —

Die Küche blitzte kalt. Sie schien nach Norden zu liegen. Kein Strahl von Frühlingssonne schien herein.

Die Fliesen an den Wänden spiegelten. Die Aluminiumkasserollen auf den mit Zackenpapier verzierten Simsen glänzten. Ein toter Fisch lag noch ungeschuppt auf einem Holzbrett. Es war wie ein Stilleben, aber alles in einem kalten Glanz zusammengeschlossen.

Erna Bunzel sah sehr klein und dürftig aus in dem langgestreckten hellen Raum. Das kalte Licht kam unbarmherzig auf ihr blasses Gesicht mit dem rötlich-blauen Mal auf der linken Wange.

Sabine stand unbemerkt in der offenen Tür. Das Mädchen hielt das Spargelmesser in der einen Hand, eine Stange Spargeln in der anderen. Sie tat nichts. Sie schaute mit einem kummervoll abwesenden Blick so über ihre Arbeit hin. Die Hände waren etwas geschwollen, als säße noch der Winterfrost darin, traurig und verlassen sah das Mädchen aus. So, als ob sie immer im Schatten stände. Wie vom Leben richtig zusammengedrückt. Wieder überfiel Sabine dies heiße Mitleiden, immer wieder mußte man es im Beruf zurückdrängen, um objektiv bleiben zu können. Aber dies halbe Kind hier mit diesem dumpfängstlichen Blick eines angstvollen Tierchens — das alles ergriff einen doch viel unmittelbarer als im Büro.

„Erna", sie sagte es behutsam-weich, wie wenn man ein scheues Tierchen hervorlocken wollte.

Aber Erna schrack auf, trotz des sanften Tones. Sie verfärbte sich; dabei lief das Mal an ihrer Wange feuerrot an. Es glich nun einem Hieb auf ihrem elenden Gesichtchen. Das Messer klirrte auf die Fliesen.

„Ach so", sagte sie dann, als sie Sabine richtig erkannte und blieb hilflos sitzen.

„Aber Kind, aber Erna, wie kann man so erschrecken?"

„Ach, ich dachte bloß es wäre — und der Spargel —", sie bückte sich hastig und begann schneller zu schälen.

„Nun laß mal einen Augenblick, Erna", Sabine nahm ihr sanft den Spargel und das Messer aus den Händen, „die gnädige Frau hat erlaubt, daß wir einen Augenblick miteinander sprechen."

„Ja, die gnädige Frau?" Erna schüttelte sich wie befreit von einem Druck, „ich hab' schon immer gewartet, daß Fräulein Keinow würden zu mir kommen. Ich habe, ich wollte —", sie verhedderte sich und sah sie wieder mit dem stummen, traurigen Tierblick an.

„Du wolltest mir etwas sagen, Erna?"

Sabine begriff, man durfte jetzt nichts von Frau Sanders Vorwürfen sprechen. Hier ging es erstmal um dieses Kind. Was war mit ihm? Offenbar war es von etwas bedrückt, was es ihr anvertrauen wollte.

Erna Bunzel sah sich um nach der Tür. Sabine verstand.

„Du willst, daß wir in dein Zimmer gehen, nicht wahr?"

Erna nickte:

„Ja, ja, da ist man doch mehr bei sich."

Wie fein sie fühlt und wie sie sich gegen alles hier abschließt, dachte Sabine, die nun neben ihr dem Hinterkorridor zuging.

„Ja, das ist nun meins hier", meinte Erna verlegen.

Man spürte, sie betrachtete dies winzige Stück Zimmer als eine Art Heimat. Eng genug war es und vollgestopft mit zwei ausrangierten Schränken, die sicher nicht hierher gehörten. Ein Bett stand in der Fensterecke. Ein winziger Eisenwaschtischständer mit einem abgestoßenen Emaillebecken daneben. Ein grellrosa Seifenstück war ein plötzlicher Farbfleck in dem Raum. Aber wenigstens sauber war es, wenn auch nicht behaglich. Und man sah einen schüchternen Versuch, alles wohnlicher zu machen. Ein paar Postkarten, Landschaftsaufnahmen, hingen an der Wand. Drei winzige Ableger einer Zimmerlinde standen auf dem schmalen Fenstersims; sie sahen aus wie eine Reihe kleiner Kinder. Die verwaschene Gardine war mit einer hellblauen verschlissenen Schleife zusammengebunden. Nur in einer Ecke war es unordentlich — da lagen auf dem Fußboden aufgestapelt Stöße verschiedener Zeitungen. Also hatte Frau Sander recht. Eine richtige Lesewut schien über Erna gekommen zu sein.

Erna sah den etwas rügenden Blick Sabines. Sie wurde rot. Unwillkürlich stellte sie sich vor den Zeitungshügel, wie um ihn zu verdecken.

„Damit, daß du's verstecken willst, Erna, sieht es nur nach schlechtem Gewissen aus. Ich denk', du erzählst mir lieber? Warum auf einmal so eine Lesewut? Man darf doch Arbeit und Schlaf darüber nicht vergessen. Auch nicht den Schlaf. Elend siehst du aus, übernächtigt."

Leise sagte das Mädchen:

„Das ist nicht vom Lesen oder Lange-auf-sein, Fräulein Keinow; das ist — manchmal stehen halt Sachen drin, da kann man gar nicht drüber weg — da muß man immerfort lesen — und wieder lesen und dann holt man's wieder vor —"

Sabine fühlte, sie kam der Sache schon näher. Das war nicht die gewöhnliche Leseleidenschaft. Es mußte etwas Bestimmtes sein, was das Mädchen da in den Zeitungen suchte.

„Was ist denn in den Zeitungen so Schönes?"

„Schönes?"

Ernas Blick war von einem tiefen Schrecken erfüllt.

„Nee, nee, Schönes nicht. Ich weiß mir ja keinen Rat mehr, Fräulein Keinow —"

Sie bückte sich, holte die oberste Zeitung hervor, schlug sie auf.

„Es ist doch wegen Herrn Becker, daß ich immerfort lesen muß."

„Daß du aber auch solche grausigen Sachen lesen mußt, Erna! Das solltest du nicht tun, das ist eine viel zu traurige Sache. Man darf sie nicht verschlingen wie einen Roman."

Erna schüttelte den Kopf.

„Aber das ist doch ganz anders, nicht, wie Fräulein Keinow denkt. Das ist doch nur wegen — ich kenne doch den Herrn Becker."

„Den kennst du?"

„Aber Fräulein Keinow, das ist doch der, der mir Geld gegeben hat, daß ich von zu hause fortgehen konnte. Er hat doch zu mir gesagt, weil ich auch das hätte —"

„Was hätte?"

„Das da —"

Erna zeigte scheu auf das Feuermal auf ihrem Gesicht.

„Also der Becker war das."

„Ja, und das kann doch nicht sein, daß der soll eine Frau ermordet haben! Es kann doch nicht heute einer gut sein und morgen schlecht? Und deswegen geht mir das immerfort im Kopfe herum."

„Hör mal, Erna", sagte Sabine jetzt, sie hatte so ihre Gedanken, aber es war nicht nötig, daß Erna sie erfuhr, „ich muß jetzt fort. Und du mußt wieder an die Arbeit. Aber bei deinem nächsten Ausgang wirst du zu mir kommen. Dann sollst du mir einmal von diesem Herrn Becker erzählen. Es kann sehr wichtig für ihn sein. Also überleg' dir alles, was du weißt von ihm, ja?"

Erna nickte. Es war wie ein neuer Ausdruck in ihren Augen, etwas Hoffnung.

5. Kapitel.

Die Fenster des Sitzungszimmers des Fürsorgeverbandes waren geöffnet. In der Helle des abendlichen Himmels mit seinem beinahe zitronenfarbenen Leuchten stand die Silhouette des Doms schwarz und zusammengeschlossen. Eine Welle von Wassergeruch, vermischt mit Teer, kam von der Oder herüber. Irgendwo erklang der kurze Schrei eines Dampfers.

Sabine wandte unwillkürlich den Kopf; immer um diese Zeit bekam sie Sehnsucht hinaus. Nur Himmel, Wolken und Ferne. Nicht dies Beengte des Blicks. Aber ihre Ferien kamen noch lange nicht. Sie mußte auf den Urlaub des Vaters warten — und vorher war doch noch der Prozeß Becker.

Sie sah zu Geninde herüber. Er saß an der Schmalseite, in Vertretung von Dr. Bleß, dem Vorsitzenden. Er schien ihr heute eigentümlich zerstreut, zeigte nicht die ihm sonst eigentümliche Aufmerksamkeit.

„Was meinen Sie zu diesem Projekt, Fräulein Keinow?" fragte einer der Herren neben ihr.

Sabine schrack auf. Sie war gar nicht bei der Sache. Was hatte Pastor Dehnert eigentlich gesagt? Ach so, es ging um die Einrichtung der Schneiderwerkstatt in dem Landheim für jugendliche Gefährdete.

„Aber bei unserem finanziellen Status", warf nun der Kassenführende, Kaufmann Brandt, ein, „unmöglich können wir uns noch mit der neuen Einrichtung belasten. Pflichtgemäß muß ich abraten."

Sabine sah wieder einmal einen ihrer Träume zerstieben. Sie wußte, wie wichtig es war, immer neue Lehrmöglichkeiten für die gefährdeten Mädchen zu schaffen. Es gab ja für solche Menschen nur eins: Arbeit! Immer wieder Arbeit!

Fortsetzung folgt.

Bücher für den Weihnachtstisch

Biographische Romane.

Um Marie Antoinette. — Immer neu erwacht das Interesse für die unglückliche Königin der Franzosen aus der Zeit der großen Revolution. Die Historiker haben sie die einen in Schwarz, die andern in Weiß gemalt. Den einen war sie die landfremde und volksfeindliche Aristokratin, die ihr Schicksal verdient hat; den andern war sie die unschuldige Märthyrerin, die heroische Verteidigerin des Königsgedankens, das Opfer einer verbrecherischen Demagogie. Die Geschichtsschreiber der Revolution wiesen auf ihren „lasterhaften" Lebenswandel, auf die Halsbandgeschichte hin; sie zitieren Aussprüche von Zeitgenossen wie Napoleon, die sie offen des Ehebruchs mit dem schwedischen Grafen Axel von Fersen anklagen.

Wie steht es um dieses berühmt-berüchtigte Liebesverhältnis? Die Legitimisten weisen die Verdächtigungen der Frauenehre Marie Antoinettes mit Entrüstung zurück. Napoleon, überhaupt alle ihre politischen Feinde, seien voreingenommene Zeugen und verdienten keinen Glauben. So sympathisch auch dieses Einstehen für die Ehre einer Unglücklichen ist, so läßt sich nach dem Stande der heutigen Forschung die These vom platonischen Verhältnis zwischen der Königin und dem schwedischen Grafen nicht mehr halten. Denn inzwischen sind von der schwedischen Professorin Södernjelm die Familienarchive der Fersen untersucht und veröffentlicht worden, die unerbittliche Klarheit geschaffen haben in dieser verdunkelten Angelegenheit. Man weiß es jetzt, Axel von Fersen, der „schöne Fersen", wie man ihn nannte, hatte auf Schloß Trianon in Versailles und später in den Tuilerien in Paris erlaubten Zutritt zu den Gemächern der Königin und zwar zu jeder beliebigen Stunde. Er war nicht nur der Freund und Berater, sondern durch Jahre hindurch der wirkliche Geliebte der Königin. Der einzige, das sei zu ihrer Ehre festgestellt; sie steht darin im rühmlichen Gegensatz zu den meisten hohen Damen ihrer Zeit und Umgebung.

Nun sind der kompromitierten Königin zwei Ehrenretter erstanden, zwei Dichter, und zwar zwei deutscher Zunge, was nicht ohne Bedeutung ist. Der Oesterreicher Stefan Zweig hat im Jahre 1932 sein berühmtes Lebensbild „Marie Antoinette, das Bildnis eines mittleren Charakters" veröffentlicht. Er hat es versucht, das Menschliche in dieser tragischen Figur der großen Geschichte aufzuzeigen. Er hat es — nach seinen eigenen Worten — versucht, einen Charakter zu zeichnen, „der seine überzeitliche Wirkung einzig einem unvergleichlichen Schicksal und seine innere Größe nur seinem übermäßigen Unglück dankt und der auch ohne jede Uebersteigerung gerade um seiner irdischen Bedingtheit willen Anteil und Verständnis der Gegenwart zu verdienen vermag." Zweigs biographischer Roman ist ein packendes und überzeugendes Dokument einfühlender Psychologie. Marie Antoinette, die lebenslustige Wienerin, Tochter einer Vollfrau wie Maria Theresia, die fünfzehn Kindern das Leben geschenkt, mit vierzehn Jahren an einen fremden ungeliebten, durch viele Jahre hindurch impotenten Prinzen verheiratet: ihre gesellschaftlichen Ausschweifungen, ihre Unersättlichkeit im Besuchen von Theatern und Bällen ist jedem Arzt und Psychologen heute ohne weiteres verständlich; sie mußte ihre aufgepeitschten Nerven abreagieren. Mit 18 Jahren lernte sie an einem Maskenball den gleichaltrigen Fersen kennen. Es war eine Liebe auf den ersten Blick. Aber erst vier Jahre später — Marie Antoinette war erstmals Mutter geworden — kam das entscheidende Wiedersehen. Der junge Mann entfloh seiner sündigen Liebe in einen mehrjährigen Kriegsdienst nach Nordamerika. Zurückgekehrt, war das Schicksal nicht mehr zu meistern. Fersen bekam durch die Königin ein Regiment der französischen Armee. Er war ein verschwiegener Geliebter; nur wenige Vertraute wußten um die Geheimnisse auf Schloß Trianon. Der Graf blieb in der Nähe der Königin auch nach ihrer Uebersiedelung nach Paris. Er organisierte den Fluchtversuch. Die Schuld an dessen Mißerfolg trug er insofern, als er nicht den Willen und die Autorität hatte, die Vorkehren so zu treffen, daß die Flucht unauffällig geschehen konnte. Bekanntlich mußte eine Riesenkutsche her, in der Tanten und Hutschachtel und Nachtstuhl verstaut werden konnten. Ausführlich und spannend liest sich das in Zweigs Buch.

Der zweite Ehrenretter, der Schweizer Felix Möschlin,*) hat sich seiner Aufgabe von der schwedischen Seite her genaht. Schweden war unter der Herrschaft des unglückseligen Schöngeistes und Despoten Gustav III. eng an Frankreich gekettet. Auf der goldenen Brücke der Jahrgelder spielten die Beziehungen hin und her. Der junge Axel von Fersen hatte Agentendienste zu leisten. Eine undankbare Rolle. Ueberhaupt eine zutiefst tragische Figur: seinem König zu volksfeindlicher Politik verpflichtet und dazu einer fremden Königin liebeshörig. Beide Bindungen sittlich anstößig. Beide straften sich grausam. Frankreich exilierte ihn, das schwedische Volk ermordete ihn.

Möschlin hat mit gutem Grunde nicht versucht, diesen schwachen Charakter zu idealisieren. Was er für seinen Helden tun konnte, war, ihn verstehend mitten in seine Zeit hineinzustellen: in die Zeit des Absolutismus mit ihrem Totalitätsanspruch einer einzigen Klasse. Wie er, so lebten und dachten alle Aristokraten. Sie sahen und kannten das Volk nicht anders denn als Mittel zur skrupellosen Gestaltung ihres egoistischen Wohllebens.

Aber das muß man feststellen: es ist ein packendes, ja fascinierendes Zeitbild geworden. Eindrucksvoll weniger um seiner künstlerischen Konzeption willen, die nicht voll zur plastischen Gestaltung durchgedrungen ist, als wegen der Fülle kultur-historischer Details, die im Lichte konkret-menschlicher Bezogenheiten ungemein plastisch wirken. Indem nämlich der Dichter die Briefe und Dokumente aus den schwedischen Schloßarchiven oft und ausgiebig reden läßt, stellenweise nur mit einem verbindenden Text unterbrochen, bringt er die Vergangenheit zum Klingen, und der Leser sitzt wie in einem Tonfilmtheater vor dem lebendigen Ablauf eines großen tragischen Geschehens. Und im Hintergrunde taucht immer die Frau auf, von der Möschlin gesteht: „Je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, umso herrlicher wurde sie."

Beide Dichter, Zweig und Möschlin, haben sich uneingestanden um dasselbe Ziel gemüht: der Frau — es war zufällig hier eine vom Schicksal mit zu hoher Verantwortung belastete Königin — das Recht auf ein lebenswertes Leben zu retten. Und zum Leben einer Frau gehört die Liebe und zu dieser das Selbstbestimmungsrecht.

*) Felix Möschlin, Der schöne Fersen. Verlag Albert Müller, Zürich. Ganzleinen Fr. 8.50.